

*Über die Autorinnen:*

Lucia Jang floh aus Nord- nach Südkorea. Sie lebt heute mit ihrem zehnjährigen Sohn in Toronto/Kanada und träumt von der Rückkehr in ein freies Nordkorea und von einem Wiedersehen mit ihrer Familie.

Susan McClelland ist eine kanadische Autorin und Journalistin, die u. a. regelmäßig für *The Times*, *The Guardian*, *Elle* und *Reader's Digest* schreibt. Sie hat sechs Bücher veröffentlicht, die in 35 Ländern erschienen sind.

Lucia Jang

mit Susan McClelland

ICH BAT DEN HIMMEL  
UM EIN LEBEN

Eine Mutter erzählt ihre Flucht  
aus Nordkorea

Mit einem Nachwort von  
Stephan Haggard

*Aus dem Englischen von  
Antoinette Gittinger*

KNAUR 

Die kanadische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Stars Between the Sun and Moon:  
One Woman's Life in North Korea and Escape to Freedom«  
bei Douglas & McIntyre Ltd., Vancouver/Kanada.

Die deutsche Ausgabe erscheint mit freundlicher Genehmigung von  
Douglas & McIntyre Ltd. und wurde von  
The John Parker Consultancy, London, vermittelt.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Originalausgabe August 2015  
Knaur Taschenbuch  
© 2014 Douglas & McIntyre Ltd.  
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Werner Ortner  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildungen: © Tom Tkach / © Kagan McLeod / Jed Root  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-78739-7

2 4 5 3 1

Für meine drei Söhne,  
damit sie ihre Geschichte und die Liebe ihrer Mutter  
zu ihnen verstehen können.

Für Soohyun Nam,  
die über ein Jahr lang fast jeden Samstagvormittag zwischen  
Susan McClelland und mir saß, um zu übersetzen.

Und schließlich für die  
zahllosen namenlosen Nordkoreaner, die versuchten,  
in die Freiheit zu entkommen, um zu leben,  
und die noch vor Erreichen des Ziels starben.  
Ihre Geschichte war nicht minder leidvoll  
und schmerzvoll.

*Lucia Jang*



# INHALT

PROLOG

9

TEIL I

15

TEIL II

139

TEIL III

213

EPILOG

301

DANK

305

EIN FALL VON VIELEN

von Soohyun Nam

307

NACHWORT

von Stephan Haggard

311



# PROLOG



*Lieber Taebum,*

*du liegst schlafend in deinem Kinderbett in Ulan-Bator in der Mongolei, und ich betrachte dich. Mein Blick ist auf deinen Bauch gerichtet, und ich beobachte, wie du ein- und ausatmest. Noch nie zuvor habe ich gebetet, aber nun verspüre ich das Bedürfnis, es zu tun. Ich falte die Hände, wie ich es bei einem Südkoreaner in China sah. Dieser Mann trug ein Kreuz um den Hals, und sein Zuhause duftete nach Lavendel, Weihrauch und geschmolzenem Kerzenwachs. Ich schliesse die Augen und halte inne, bevor ich überhaupt ein einziges Wort hervorbringe. Du hast einen seltsamen Laut von dir gegeben. Ich zupfe das dünne Laken über deinem geschwächten und erschöpften Körper zurecht und entspanne mich. Dein Gesicht wirkt wieder ganz ruhig.*

*Taebum, es gibt so vieles, was ich dir sagen möchte. Du bist erst ein paar Monate alt, und ich möchte, dass du zu einem klugen Menschen heranwächst, damit dich diese Erinnerungen, die ich in einem Tagebuch festgehalten habe, erreichen. Ich möchte, dass du die Kräfte, die uns fast zerstört haben, und die Kraft, die uns, wie ich jetzt weiß, am Leben erhalten hat, nämlich die Liebe, verstehst. Du solltest eigentlich nicht geboren werden. Von dem Augenblick deiner Zeugung an wollte dich niemand. Weder dein Vater, seine Familie, China, wo du gezeugt wurdest, noch Nordkorea, wo du zur Welt gekommen bist. Es gab jede Menge Leute, die versuchten, deine Geburt zu verhindern. Sogar meine Mutter, meine Umma, wollte, dass ich dich loswerde.*

*Noch vor deiner Geburt, als ich im Straflager war und wusste, dass die Partei mich zwingen würde, das Kind, mit dem ich*

*schwanger war, abzutreiben, sang ich ein Lied. Leichter Schneefall hatte eingesetzt. Aber als ich vor dem Fenster meiner Zelle stand, erblickte ich die Sonne am Himmel. Durch die Kälte, die meinen Körper seit meiner Flucht aus Nordkorea ausgezehrt hatte, spürte ich Hitze. Ich schloss die Augen. »Jjanghago haeddulnal Doraondanda ...«, sang ich leise. »Ein strahlender Sonnentag wird wiederkommen.«*

*Als ich dich in dem Plastikbeutel, den mein Abuji, mein Vater, für dich gemacht hatte, über den Kopf hielt, stimmte ich ein anderes Lied an: das Lied vom Blumenmädchen, aus dem Film, den ich in meiner Jugend sehr gemocht hatte. Der Plastikbeutel schützte dich vor dem kalten Wasser und verbarg dich vor den Blicken der Grenzwatchen, die uns beide erschossen hätten, wenn sie uns entdeckt hätten. Nur dein Gesicht war unbedeckt, damit du atmen konntest. Ich trug dich auf den Armen über den Fluss Tumen nach China und dann hierher in die Mongolei.*

*Mein lieber Sohn, ich habe keine Ahnung, was das Leben für dich bereithält. Wir werden demnächst nach Südkorea geschickt, wo man uns eine Wohnung zur Verfügung stellt und eine neue, sichere Existenz bietet. Wenn du älter bist, sollst du dies lesen, auch wenn hier vieles über deine Mutter enthüllt wird. Ich will dir die Wahrheit nicht vorenthalten. Bei all dem, was ich durchgemacht habe, sah ich die Sonne, spürte ihre Wärme. Vermutlich wirst du nie den Fuß auf den Boden deiner Heimat Chosun, wie wir Nordkorea nennen, setzen. Doch ich will, dass du das Chosun, das deine Seele ist, verstehst.*

# TEIL I



Meine Mutter lächelte nur selten. Aber wenn sie es tat, neigte sie den Kopf zur Seite, ihre blutroten Lippen öffneten sich leicht und ihre schwarzen Pupillen funkelten in ihren perlenfarbigen Augen.

Einmal saßen wir, als dies geschah, in unserem Vorgarten und blickten auf die Getreidefelder und Äcker mit Bohnen und Kartoffeln in der Nähe unseres Hauses in der kleinen Stadt Yusun.

»Meine Tochter«, flüsterte sie und nahm mich in die Arme. Ich nahm ihren Körpergeruch, vermischt mit dem Duft der *Jindalae*, der heimischen Azaleen, die früh zu blühen angefangen hatten und an denen wir vorbeigewandert waren, in mich auf. Es war mein vierter Geburtstag, am fünften Tag des fünften Monats. Gemäß dem Brauch bekam ich zur Feier des Tages zum Frühstück eine Schale weißen Reis.

Meine Mutter strich sich über ihren gewölbten Leib. Die Geburt ihres zweiten Kindes stand, wie sie mir erzählt hatte, im zehnten Monat bevor.

»Noch eine kleine Weile gehöre ich dir ganz allein, dann wirst du mich teilen müssen«, erklärte sie mir. Ihre dichten Wimpern erinnerten mich an die Flügel der Kleinen Monarchen, die morgens um die Azaleen im Garten schwirrten. »Ich will dir so vieles sagen«, fuhr sie fort. »Ich weiß nur nicht, wo ich anfangen soll.«

»*Umma*, ich will wissen, was ›ich liebe dich‹ bedeutet.« Ich lächelte, entspannte mich in ihren Armen und spürte ihren

harten Bauch an meinem Rücken. »Ich habe einmal gehört, wie *Abuji* das zu dir gesagt hat.«

»Hm! Ich erkläre es dir. Doch bevor ich beginne, bitte ich dich, es für dich zu behalten«, sagte sie ruhig.

»Ich verspreche es«, erwiderte ich, und mein Blick fiel auf ein paar Spatzen.

Weißt du, Taebum, ich kann mich nicht an alles erinnern, was meine Mutter mir als Nächstes berichtete, da ich damals ja noch ein kleines Kind war. Aber Jahre später erzählte sie mir viele Geschichten aus meiner Kindheit, und ich gebe dir hier einige wieder.

»Meine Familie, deine Vorfahren, stammen aus einer nördlichen Provinz Nordkoreas«, begann meine Mutter. »Ich wuchs zusammen mit meinen beiden Schwestern und drei Brüdern in einem kleinen Steinhaus auf. Ich war die Älteste, die Mutigste. Ich war ...«, sie zögerte kurz und suchte nach Worten, »... die Kontaktfreudigste. Den Weg zur Schule legte ich tänzelnd zurück. Meine Lieder handelten nicht nur von unserem Großen Vater und Ewigen Präsidenten Kim Il-sung, sondern auch von Blumen und Wolken und lächelnden Kindern. Natürlich sang ich auch Lieder aus der Sowjetunion, wir alle taten es.«

Sie lächelte. »Die Dunkelheit legt sich über den Garten«, sang sie mit ihrer glockenhellen Sopranstimme. »Selbst das Licht hat sich zur Ruhe begeben. Die Nacht in den Vororten, die ich liebe. Die Nächte in den Vororten von Moskau.« Ich mochte es, mit meiner Mutter zusammenzusitzen und ihr zu lauschen.

»Als ich zwanzig war«, fuhr sie fort, war ich in der Stadt Hoeryong, in der wir lebten, eine heißbegehrte Braut. Männer aus ganz *Chosun* kamen nach Hoeryong, um hier eine

Ehefrau zu finden, da Kim Il-sungs erste Frau, Kim Jong-suk, von hier stammte.«

»Wie *Abuji!*«, unterbrach ich sie eifrig, da ich wusste, dass mein Vater in Yusun zur Welt gekommen war. »Er kam den weiten Weg hierher, um dich zu finden.«

»Ja«, zischelte meine Mutter leise, wie es in meiner Vorstellung die winzigen grünen Schlangen in den Hügeln taten. »Aber vor deinem Vater gab es einen anderen Mann. Ein Soldat. Mit einem geraderen Rücken als meinem und breiten Schultern. Er sah in seiner Uniform umwerfend aus, aber er ließ mich auch mit einem bangen Gefühl zurück. Ich wusste nämlich, dass wir für immer getrennt sein würden.«

»*Umma*, was ist los?«, fragte ich, als ich sah, wie Kummer ihre Züge überschattete.

Sie ignorierte meine Frage. »Es hieß, ich sei ein hübsches Mädchen. Ich hatte viele Freunde und sang sehr gern, aber ich hatte keinerlei Interesse an Jungs. Ich trat als Sängerin im Gemeindezentrum auf und ich spielte Flöte. Nach einer meiner Vorstellungen kam ein Soldat hinter die Bühne und erklärte mir, sein Freund wolle sich mit mir treffen.

Es war das Jahr neunzehnhundertsechzig. Ich traf mich mit dem Soldaten, und er, sein Freund und ich trafen uns viele Monate lang jeden Abend nach meiner Vorstellung. Der Mann meinte, ich sänge wie eine Nachtigall. Nach einiger Zeit wusste ich, dass der Tag kommen würde, an dem er seine Familie fragen würde, ob er mich heiraten könne. Ich wusste auch, dass ich vor der Zustimmung seiner Familie dieser eine vollständige Liste meiner Verwandten vorlegen musste, um zu beweisen, dass ich aus einer patriotischen Familie stammte. Ein guter Mann wie dieser konnte nur eine Frau heiraten, die dem Regime loyal ergeben war. Aber ich würde nie und nimmer diese Frau sein. Familienmitglieder von mir, ein Onkel

und mein Großvater, waren nach dem Krieg mit dem Schiff in den Süden geflohen.

Mein Großvater hatte einigen amerikanischen Armeeingehörigen geholfen, die auf der Suche nach Kommunisten in den Norden gekommen waren. Nach dem Krieg begann das Regime, jeden, der mit den Amerikanern, dem Feind, sympathisierte, zu töten. Mein Onkel und mein Großvater retteten sich in den Süden.

Einen Verwandten zu haben, der Nordkorea verlassen hatte, um in den Süden zu fliehen, war das Schlimmste, was einer Familie zustoßen konnte«, erklärte sie mir, als sie meinen erstaunten Blick bemerkte.

»Ich erfuhr dies an dem Tag, als ich beschloss, in die Partei einzutreten und eine *Dangwon* zu werden. Ich glaubte, dies würde dem Soldaten meine Ergebenheit gegenüber dem Regime und meine Bereitschaft, ihn zu heiraten, beweisen. An jenem Tag zog ich meine beste weiße *Jeogori*-Jacke sowie einen schwarzen *Chima*-Rock an und puderte mir das Gesicht. Ich wollte den Soldaten abends nach meiner Vorstellung treffen und ihm berichten, was ich getan hatte.

Als ich das Haus verlassen wollte, hielt mich mein Vater auf. »Ah, Hyesoon«, brummte er, »setz dich.« Er deutete auf den Boden neben dem Tisch, auf dem noch immer sein Morgenreis in einer Schale dampfte. »Wir müssen miteinander reden.«

Er setzte sich mir gegenüber und rang die Hände. Obwohl es in unserem Haus kalt war, hatten sich Schweißperlen auf seiner Stirn gebildet. Ich war ungeduldig und klopfte mit den Fingern auf die Knie.

»Du kannst kein Parteimitglied werden, keine *Dangwon*«, sagte er steif.

Als ich diese Worte hörte, hatte ich das Gefühl, als sei ich tausend *Li* rückwärtsgestoßen worden.

»Du hast Verwandte im Süden«, erklärte mir mein Vater und ließ den Kopf hängen. »Die Partei wird dich nicht aufnehmen. Was glaubst du, warum wir hier in einem Haus ohne Heizung wohnen, so weit von der Hauptstadt entfernt, mit nur zwei Zimmern für uns alle? All das ist darauf zurückzuführen, dass dein Onkel und dein Großvater geflohen und nicht mehr hier sind.«

Meine Mutter seufzte und ließ den Blick in die Ferne schweifen. »Ich begriff jetzt, dass mich lediglich ein Mann, der ebenfalls einen Verwandten hatte, der dem Regime nicht ergeben war, heiraten würde. Dieser Soldat aber würde nie und nimmer mein Mann werden. In diesem Land, in dem fünf Monate im Jahr Schnee liegt, würde ich nie das wärmende Gefühl erfahren, einen Mann aus Liebe zu heiraten.«

Plötzlich schwieg meine Mutter. Sie nahm meine Hand und zog mich hoch. Wir entdeckten, dass mein Vater die Straße hoch- und auf uns zukam. Er trug sein dunkles Baumwollhemd, das am Kragen zugeknöpft war, und die dazupassende Hose, also dieselbe Einheitskleidung, die meine Mutter und alle Erwachsenen trugen. Seine dicken schwarzen Stiefel ließen seine Beine plumper aussehen, als sie es waren. Als er näher kam, sah ich, dass seine Wangen vom Wind gerötet waren. Sein struppiges Haar war zerzaust, als ob ein Vogel es als Nest benutzt hätte.

»Denk daran, dass das, was ich dir erzählt habe, unser Geheimnis ist«, sagte meine Mutter, als sie Grashalme von meiner marineblauen Baumwollhose entfernte.

»*Umma*, ich will das Ende hören«, bettelte ich.

»Später. Wir müssen jetzt gehen. Deine Großmutter ist zu Besuch. Vielleicht hat sie eine Extraportion Reis mitgebracht.«

»Changwoon, *uh watnya?* Bist du da?«, rief Großmutter, als sie hörte, wie die Haustür geöffnet wurde.

Als sie und mein Großvater näher kamen, blieb ich unter ihrem kühlen Blick wie erstarrt im Flur stehen. Mein Vater stellte sich neben mich.

»*Abuji, nae wassugguma*«, sagte er. »Vater, ich bin hier.« So begrüßten wir einander in Nordkorea.

Ich betrachtete das faltige Gesicht meiner Großmutter. Ihre Lippen waren so dünn, dass ein Teil ihres Lippenstifts auf ihrer gelblichen Haut verschmiert war. »Kann ich ein Bonbon haben?«, sprudelte ich hervor.

Meine Großmutter fasste in ihren Stoffbeutel, reichte meiner Mutter einen Kohlkopf und etwas weißen Reis und streckte dann ihre leeren Hände aus. »Ich habe keins«, erwiderte sie.

Die Schwester meines Vaters und deren Familie wohnten in der Nähe. Als ich einen Blick über die Schultern meiner Großeltern warf, entdeckte ich meine Cousine Heeok. Sie hatte große braune Augen und einen stämmigen Körper. Genau wie ich und alle Kinder, die wir kannten, trug sie das Haar kurz. Ihre Mutter schnitt es jeden Monat mit einer schweren Eisenschere nach.

Heeok machte große Augen, als sie mich entdeckte, und kaute besonders auffallend. Sie hatte ein Bonbon im Mund. Ich konnte es sehen, als sie den Mund öffnete.

»Aber was hat sie denn im Mund? Woran kaut sie?«, fragte ich meine Großmutter und zeigte trotzig auf Heeok.

»Ich hatte nur ein Bonbon, und wir haben sie zuerst besucht«, erwiderte meine Großmutter. Als Heeok neben mich trat, blickte ich ihr bittend in die Augen.

»Warum bekommst du immer Dinge, die ich nicht bekomme?«, flüsterte ich.

Sie grinste lediglich.

An diesem Nachmittag gab es zu unserer Hauptmahlzeit ein paar Extralöffel Reis zu unserem *Kimchi*. Ich schob mir das Essen in den Mund und hörte nicht auf, bis meine Schale leer war. Ich wusste, mein Benehmen war nicht höflich, und mein Vater würde mich wohl später zur Strafe mit dem Besen züchtigen, weil ich Besuchern gegenüber unhöflich gewesen war. Aber ich hatte einen unbändigen Hunger. Sogar im Schlaf knurrte mein Magen. Oft saß ich an dem Tag, an dem meine Mutter unsere von der Regierung zugeteilten spärlichen Rationen heimbrachte, die aus weißem Reis, einem gemischten braunen Reis und anderen Getreidesorten, Zucker, Nudeln und Gemüse bestanden, auf dem Boden und verschlang die Nudeln im Rohzustand. Meine Mutter kniff, wenn sie es bemerkte, die Augen zusammen, verzog den Mund und schüttelte den Kopf. Das bedeutete, dass ich Probleme bekommen würde. Genau diesen Ausdruck hatte sie im Augenblick auch.

Als wir mit dem Essen fertig waren, verkündete meine Großmutter, dass Youngrahn, ihre jüngste Tochter und die Schwester meines Vaters, am nächsten Tag bei uns eintreffen würde. »Sie bleibt ein paar Monate, um dir zu helfen, bis das Baby geboren ist«, erklärte meine Großmutter meiner Mutter ernst.

Meine Mutter ließ die Schultern hängen, senkte den Blick. »Ich fühle mich geehrt, dass Youngrahn bei uns bleiben wird«, erwiderte sie. Es war eine höfliche Antwort, aber ich wusste, dass meine Mutter nicht glücklich war. Obwohl ich noch sehr jung war, hatte ich bei früheren Besuchen festgestellt, dass Youngrahn verwöhnt und anspruchsvoll war.

Am Morgen des nächsten Tages schneite Youngrahn in unser Haus. Sie warf ihren Mantel in dem Zimmer, in dem meine

Eltern und ich auf Baumwollmatten schliefen, auf den Boden. »Wenn ich in ein paar Monaten auf die Uni gehe, bekomme ich jede Menge Lebensmittel zugeteilt. Die Regierung weiß nämlich, dass ich dann mehr Essen zum Denken brauche«, brüstete sie sich meiner Mutter und mir gegenüber. »Da wir gerade von Essen reden, ich habe Hunger.«

Meine Mutter hing Youngrahns Mantel an einen Haken an der Wand und ging dann hinaus. Ich hörte, wie der Holzdeckel knarzte, der das Loch im Boden abdeckte, wo wir Ziegenmilch und Gemüse gelagert hatten. Als meine Mutter ins Haus zurückkehrte, bereitete sie Porridge zu.

Meine Tante kramte einen kleinen Spiegel aus ihrer schwarzen Ledertasche hervor und schickte sich an, eine Creme und rosafarbenen Puder aufzutragen.

»Kann ich das auch tun?«, fragte ich und legte eine Hand auf ihre Schulter. Sie zuckte zusammen und stieß meine Hand weg.

»Nein«, blaffte sie. »Das ist für Erwachsene. Aber ich verate dir ein Geheimnis«, sagte sie und senkte die Stimme, damit meine Mutter es nicht hörte.

»Als deine Mutter jung war, war sie die schönste Frau weit und breit. Vielleicht wirst du auch schön, wenn du älter bist.«

Bei der Vorstellung wurde mir warm ums Herz.

»Ich gehe heute Abend ins Kino«, fuhr meine Tante fort. »Vielleicht treffe ich dort meinen zukünftigen Mann.« Ihre Stimme klang wieder barsch. »Aber wie schön du auch sein wirst, du kommst nur für die Männer in Frage, die Frauen wie ich ablehnen.«

Ich wandte mich ab, meine Wangen glühten und meine Handflächen waren schweißnass, als meine Mutter Schalen mit Porridge vor uns hinstellte.

Meine Mutter aß bedächtig. Ich folgte dem Beispiel meiner

Tante und leerte meine Schale im Handumdrehen. Doch mein Magen verlangte nach mehr. Ich blickte meine Mutter flehentlich an, versuchte, mir vorzustellen, wie sie als junges Mädchen ausgesehen haben mochte, mit ihrem runden, weichen Gesicht und ihren perfekt geschwungenen Brauen. Dabei hob ich meinen Löffel und tauchte ihn in die Schale meiner Mutter.

»Du ungezogenes Gör«, keifte meine Tante, griff nach meiner Hand und stieß sie grob zurück. »Die Kleine hat einen riesigen Magen! Dir stehen nur dreihundert Gramm Lebensmittel pro Tag zu. Du isst so viel wie ein *Schwein*.«

»Es ist in Ordnung«, sagte meine Mutter mit leiser, ruhiger Stimme und schob mir ihre halb volle Schale zu.

Am Nachmittag ließen meine Mutter und ich meine Tante allein zu Hause, damit sie ein Nickerchen halten konnte. Wir schlugen den Weg zu den Hügeln ein und hielten Ausschau nach Kohlköpfen oder Kartoffeln, die nach der letztjährigen Ernte auf den Bauernhöfen übrig geblieben waren.

»*Umma*«, sagte ich, als wir uns setzten, um an irgendwelchen Unkrautgräsern zu kauen, die an diesem Tag alles waren, was wir finden konnten. »Kannst du deine Geschichte beenden? Was geschah, als du dem Soldaten von deinem Onkel und deinem Großvater berichtet hast?«

Sie seufzte. »Zuerst habe ich es ihm nicht gesagt. Er hielt um meine Hand an, und ich willigte ein. Ich weiß auch nicht, was in mich gefahren war. Ich befand mich wohl in einem Traum. Als er mir schließlich eröffnete, dass seine Familie die Namen all meiner Verwandten erfahren müsse, kehrte ich in die Wirklichkeit zurück. Als er mich aufsuchte, erklärte ich ihm, dass ich ihn nie mehr wiedersehen wolle.«

»*Umma*, hast du ihn je wiedergesehen?«

»Ja«, erwiderte sie und drehte eine Locke um ihre langen Finger. »Nachdem ich mit deinem Vater hierhergezogen war. Ich schob deinen Kinderwagen und befand mich in Begleitung deiner Großmutter und deiner Tante. Der Soldat kam uns auf dem Bürgersteig entgegen. Ich war so schockiert, dass ich den Kinderwagen stehen ließ und in Panik wegrannte.

Als er mich eingeholt hatte, weinte er. ›Warum hast du mich verlassen?‹, schluchzte er.

›Weil ich einen Onkel und einen Großvater habe, die sich in den Süden abgesetzt haben‹, erklärte ich ihm und blickte mich um, um mich zu vergewissern, dass die Mutter meines Vaters und dessen Schwester sich nicht in der Nähe aufhielten. Wie du weißt, ist es nicht angebracht, dass sich eine verheiratete Frau mit einem Mann unterhält, mit dem sie nicht verwandt ist.

›Das ist mir egal‹, sagte er und blickte mich eindringlich an. ›Wenn du es mir nur gesagt hättest.‹

Ich war sprachlos, und mir stockte der Atem. ›Aber du bist doch in der Armee‹, bemerkte ich schließlich. ›Wie könntest du dort eine angesehene Position bekleiden und mit mir verheiratet sein?‹

›Ich hätte beim Militär gekündigt, um mit dir zusammen zu sein‹, erwiderte er. ›Ich weiß, dass du jetzt ein Kind hast, bitte dich aber trotzdem, mit mir zu kommen. Ihr beide.‹

Meine Mutter wandte sich mir zu. »Sunhwa, ich habe an dich gedacht. Ich dachte an den Augenblick, als ich dich das erste Mal in mir spürte. Ich dachte an deine winzigen Finger und wie diese sich um meine geklammert haben, als ich dich nachts in den Armen hielt, wenn wir nebeneinander schliefen. Ich dachte an dein weiches Haar und deinen süßen Geruch. Dann dachte ich an deinen Vater, der mich trotz meiner Vergangenheit geheiratet hatte.

›Ich habe ein kleines Mädchen‹, erklärte ich dem Mann. ›Ich bin jetzt mit meinem Leben zufrieden, will es nicht verändern. Auf Wiedersehen.‹ Dann rannte ich zurück, um dich zu suchen.«

Meine Mutter war jetzt in Tränen aufgelöst, ihre Tränen tropften in mein Haar.

›Ich liebe dich‹ hat viele Bedeutungen«, sagte sie. »Es ist wie mit diesem Spatz hier.« Sie deutete auf einen winzigen Vogel, der im Schein der untergehenden Sonne auf die Kiefern zuflog. »Wenn die Liebe zu uns kommt, müssen wir sie landen lassen. Aber wir müssen auch bereit sein, sie wieder ziehen zu lassen.«

## 2

Youngrahn sollte meiner Mutter helfen, da mein Vater vor kurzem in eine Fabrik in Suhdoosoo, einem kleinen Bergdorf, versetzt worden war. Er kam alle paar Wochen nach Hause, um nach meiner Mutter zu sehen. Da sich ihre Schwangerschaft dem Ende näherte, litt sie unter Krämpfen in den Beinen. Mehrmals pro Tag machte sie ein Nickerchen. Youngrahn bereitete keine Mahlzeiten zu, kehrte auch nicht nach dem Essen den Küchenboden. Sie war die ganze Zeit damit beschäftigt, Puder und Lippenstift aufzutragen, ins Kino zu gehen und unser Essen zu vertilgen. Während meine Mutter um die Leibesmitte immer dicker wurde, wurde der übrige Körper immer dünner. Das Baby zeichnete sich in ihrem Leib wie ein großer Ball ab. Youngrahn dagegen wurde

im Gesicht, am Leib und an den Beinen immer runder. »Dein Vater ist mein ältester Bruder«, erklärte sie mir, als ich sie um einen Löffel ihrer Nudeln bat. »Was sein ist, ist auch mein.«

Meine Mutter erledigte ihre Wäsche in großen Metallzubern im Hinterhof. Ich war noch zu klein und konnte nicht viel mehr tun, als zu beobachten, wie sie die schweren nassen Baumwolllaken auf die Wäscheleine hievt. Vor Anstrengung verzog sie schmerzhaft das Gesicht.

Meine Tante Youngrahn sah zu, wenn meine Mutter mir befahl, mich nur mit Hemd und Slip bekleidet in die Küche zu stellen. Sie wusch meinen zitternden Körper mit kaltem Wasser aus dem Brunnen und schrubbte mir den Kopf mit unserer weißen Waschseife. Wann immer Youngrahn Essen erwähnte, ließ meine Mutter alles liegen und stehen und bereitete weißen Reis oder Porridge zu. *Umma* redete jetzt nur noch selten mit mir, es sei denn, sie erteilte mir Anweisungen. Das Singen stellte sie ganz ein.

An einem kalten Tag im zehnten Monat, als die Wolken über den eiskalten Himmel fegten, verkündete meine Tante, dass sie abreisen werde. Ich trug drei Hosen und vier T-Shirts übereinander, um nicht zu frieren, wenn ich draußen mit den Blättern spielte.

Meine Tante packte den gesamten weißen Reis aus unseren Schränken ein sowie ihre Nagelfeile, ihren weißen Gesichtspuder, *Chima* und Lockenwickler. Sie wickelte alles in einen *Bojaghi*-Stoff und verknotete ihn zu einem Bündel, dem traditionellen koreanischen *Bottari*.

Als der erste Schnee den Boden bedeckte und die kahlen Bäume dem heulenden Wind trotzten, schreckte meine Mutter aus dem Schlaf hoch und schrie. Der Himmel war noch immer schwarz. Ich warf meine Bettdecke ab, rannte zum Fens-

ter und plazierte ein Holzbrett vor der Fensterscheibe, da ich annahm, dass die Kälte, die sich ins Haus stahl, den Alptraum meiner Mutter verursacht hatte.

Aber meine Mutter schrie noch lauter, und ich erkannte, dass die Wehen bei ihr eingesetzt hatten. Sie hatte mir verschiedentlich gezeigt, was ich in diesem Fall zu tun hätte. Ich machte mich also an die Arbeit und holte die sauberen Laken und Handtücher hervor, die sie gewaschen und zusammengefaltet hatte. Dann zog ich meinen Mantel über und schlüpfte in die Stiefel, um Holz aus dem Schuppen zu holen. Ich schob es so, wie meine Mutter es mir gezeigt hatte, in den Küchenherd, Zweige und Kiefernzapfen zuerst, dann größere, dickere Holzstücke und zuletzt noch mehr Zweige. Ich trat zurück und setzte die unterste Schicht mit einem langen Streichholz in Flammen.

Jedes Mal, wenn meine Mutter und ich dies geprobt hatten, beobachteten wir, wie die Flammen hochzüngelten, und genossen das behagliche Gefühl, als sich die warme Luft in den Rohren unter dem Küchenboden ausbreitete.

Doch heute Nacht ging ich in die Finsternis hinaus, um die *Ajummas*, die verheirateten Frauen, zu Hilfe zu holen. Der Wind peitschte meine Wangen. Diese Frauen würden meiner Mutter bei der Geburt helfen.

In den frühen Morgenstunden wurde es schließlich ruhig im Haus. Eine der verheirateten Frauen berichtete mir, dass meine Schwester gerade zur Welt gekommen sei. Neugierig trat ich zu dem Baby, die Hände über den Augen, da ich Angst vor dem hatte, was mich erwarten würde.

Ich spähte durch die Finger auf das schwarze, strubbelige Haar des Babys, das in ein weißes Tuch gehüllt war und an der Brust meiner Mutter saugte. Mein Vater hatte sich für den Fall, dass es ein Mädchen würde, für den Namen Sunyoung

entschieden. Das Gesicht meiner Mutter war feucht und aufgedunsen. Auch ihr Haar war feucht. Die Laken um sie herum waren voller Blutflecken. Doch als sie mir einen Blick zuwarf und lächelte, strahlten ihre Augen wie der Vollmond über einem schneebedeckten Getreidefeld mitten im Winter.

Eine der verheirateten Frauen sagte, meine Mutter müsse essen, und bat mich, etwas zu essen zu holen. Meine Mutter stöhnte und sagte, es sei kein einziges Reiskorn im Haus. Die *Ajummas* seufzten und konnten ihre Bestürzung nicht verbergen.

Meine Mutter sagte mir, dass wir, wenn das Baby ein paar Monate alt wäre, in die Berge ziehen würden, um näher bei meinem Vater und dessen Fabrik zu sein. Sie meinte, es würde mir in Suhdoosoo gefallen, denn dort sei die Luft so rein, dass meine Lungen sich anfühlen würden, als wären sie mit kaltem Wasser aus dem Brunnen durchgespült worden. Im Winter seien die Berge schneebedeckt, ideal zum Schlittensfahren, und im Frühling würden die Azaleen blühen.

»Weißt du«, sagte meine Mutter und beugte sich so tief zu mir herunter, dass wir auf Augenhöhe waren. »Dein Name bedeutet erste Blume. Du wurdest im fünften Monat geboren, und zu Beginn dieses Monats fängt die *Jindalae* an zu blühen. In der Monatsmitte steht sie in voller Blüte, ebnet allen anderen Blumen den Weg.«

Die Anwesenheit meiner Schwester im Haus verhiess Freundschaft, verhiess jemanden, der mir nahestehen würde, anders als meine Cousinen, die sich etwas darauf einbildeten, von meiner Großmutter nach Strich und Faden verhätschelt zu werden. Nachts schlief meine Mutter mit der kleinen Sunyoung auf der einen und mit mir auf der anderen Seite. Ihre grün-weiße Bettdecke wärmte uns alle.

Ich mochte es, wie meine Schwester ihre winzigen Finger um meine klammerte. Als meine Mutter unsere Habe in Holzkisten packte, lag ich neben meiner Schwester.

Ich stimmte ein Schlaflied an, das meine Mutter mir einst vorgesungen hatte. »Schlaf Kindchen, schlaf, schlaf Kindchen, schlaf. Hunde bellen nicht und machen auch nicht Kikeriki! *Jajang, jajang, oori aga, jaldo janda, oori aga, muhng muhng gae-ya, jitji mara, ggo ggo dakdo, oolij mara.*«

Manchmal stimmte meine Mutter mit ein. Ich war froh, dass in unserem Haus wieder gesungen wurde.

An dem Tag, an dem wir abreisten, begleiteten meine Großeltern uns zum Bahnhof. Ich nahm allen Mut zusammen und fragte meine Großmutter: »Warum hast du so viele Bonbons und gibst mir nie eines davon?«

Wütend kreuzte sie die Arme über der Brust. »Wir haben einen Verwandten, einen Schwiegersohn, der im Bergwerk arbeitet. Er atmet viel Metallstaub ein, also bekommt er die Bonbons, manchmal auch Kekse, sozusagen als *Yongyangjeh*, als Vitamine.« Meine Großmutter schnalzte mit der Zunge. »Kapiertest du es denn nicht? Es steht dir nicht zu, solche Dinge zu fragen.«

Ich spürte, wie sich meine Wangen röteten, als ich einen Schritt zurücktrat. Ich brauche auch Vitamine, protestierte ich im Stillen. Und warum bekam meine Cousine Bonbons und ich nicht? Zufällig landete einer meiner Absätze auf den Zehen meines Großvaters.

»Pass gefälligst auf, wohin du trittst.« Er sprach mit dieser leisen, ausdruckslosen Stimme, die mir selbst an einem heißen, schwülen Tag einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

Ich wandte den Blick ab, als mich seine kleinen schwarzen Augen durchbohrten. Doch als ich mich von ihm entfernen

wollte, griff er nach meinem Arm, kniff mich mit seinen starken Fingern und beugte sich zu mir.

»Nimm das«, flüsterte er und steckte etwas in die Tasche meines marineblauen Wollmantels. Er war so nah, dass ich seinen Raucheratem riechen konnte. »Verrate niemandem etwas«, sagte er eindringlich, ließ meinen Arm los und tätschelte meinen Kopf. »Es ist unser kleines Geheimnis.«

Ich nickte nervös.

Dann griff ich in meine Tasche und spürte zwei harte rechteckige Gegenstände. Ich strahlte, denn es waren Bonbons.

Am Bahnhof von Suhdoosoo holte uns mein Vater in Begleitung eines anderen Mannes ab. Dieser Mann war viel älter als mein Vater. Sein großer Kopf und seine krummen O-Beine ließen ihn wie einen Frosch aussehen. Der Mann schnappte sich unser Gepäck und packte es in ein kastenförmiges Auto mit einem Schornstein auf dem Dach. »Es ist ein ›Benzinwagen‹«, erklärte der Mann. Dann fuhr er uns vier zu unserer neuen Wohnung, ein langes schmales Steinhaus, das wie ein Zugabteil mit einer Reihe anderer Wohnungen verbunden war. Das Haus war für Arbeiter des Kraftwerks gebaut worden, wo mein Vater als Ingenieur arbeitete und half, ein Wassertunnelsystem zu bauen.

Meine Mutter machte sich sofort an die Arbeit und entfachte ein Feuer mit dem Holz, das sie in unserem neuen Schuppen fand. Ich half so gut ich konnte beim Auspacken der Töpfe und Pfannen, aber meine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Durch das Fenster konnte ich sehen, wie die Wintersonne hinter den schneebedeckten Bergen unterging. In dem eingezäunten Hof nebenan entdeckte ich ein kreisförmiges Gestell. »Ein *Baeguneh!*«, rief ich beim Anblick des Karussells aus. Der Wind bewegte es hin und her, vor und zurück.

Als ich das Ganze beobachtete, stürmten Kinder aus einer breiten schwarzen Tür in den eingezäunten Garten. Sie kletterten das Karussell hoch und hingen sich an die silbernen Stangen. Ein Junge rannte neben dem Gestell her und zog an den Stangen, um es zum Drehen zu bringen. Die Kinder rannten so schnell im Kreis herum, dass ihre marineblauen Mützen herunterfielen. Ihr Lachen erweckte in mir den Wunsch, mich ihnen anzuschließen.

»Wenn ich zur Schule gehen kann«, erklärte ich meiner Mutter an jenem Abend, als ich meinen Reis aß und sie Sun-young stillte, »werde ich diesen Ort hier sehr mögen!«

Aber als die Tage verstrichen, fühlte ich mich einsamer denn je. Das Wetter war zu kalt, um Spaziergänge zu machen, und meine Mutter war mit dem Baby beschäftigt. Wenn das Baby schlief, schlief auch meine Mutter. Das Thema Schule stand nicht mehr zur Diskussion. Ich hatte eine Augenentzündung und musste diese zu Hause ausheilen lassen. Durch die Ritzen in dem eisverkrusteten Fenster starrte ich auf den Nachbargarten.

Bevor ich mir dessen richtig bewusst wurde, feierte ich meinen fünften Geburtstag. Er ähnelte sehr meinem vierten: Zum Frühstück gab es eine Schale weißen Reis. Meine Mutter band sich meine Schwester mit einem Stück Stoff auf den Rücken, und wir drei gingen in die Berge, wanderten zwischen duftenden *Jindalae* dahin.

Auf dem Heimweg fand ich nahe unserem Haus ein Stück Schnur. Im nächsten Monat stellte diese mein einziges Spielzeug dar. Ich wand die Schnur um meine Finger, drehte alle möglichen Formen daraus, auch Schneeflocken und Ziegen. Doch eines Tages riss die Schnur entzwei.

Ich träumte von drei Dingen: dass meine Schwester alt ge-

nug wäre, um mit mir zu spielen, dass ich endlich zur Schule gehen und auf dem Karussell fahren könnte und dass meine Mutter, wenn sie vom Lebensmittelrations-Zentrum zurückkehrte, Essen für vierzehn Tage mitbrachte. Jedes Mal, wenn sie die Rationen brachte, machten sich meine Schwester und ich noch auf dem Küchenboden über die rohen Nudeln her.

Leider wuchs meine Schwester nicht schnell genug, mein Auge wurde nicht besser, und die Essensrationen reichten niemals aus. Ich fand jedoch unerwartet neue Spielkameraden: Läuse. Die kleinen Insekten hatten sich im feinen, weichen Haar meiner Schwester eingenistet. Ich klemmte meine Schwester zwischen die Beine und entfernte mit einem kleinen Stab die Läuse. Irgendwann wurde es meiner Schwester langweilig. Sie hievte sich auf ihre molligen Beine und stapfte zu den Schränken, wo sie immer Topfdeckel fand, die sie gegeneinanderschlagen konnte.

Manchmal schlich sich meine Mutter von hinten an, während meine Schwester spielte. Sie klemmte mich zwischen ihre Beine und entfernte meine Läuse. »Ich will dir eine Geschichte erzählen«, sagte sie an einem Wintertag, als wir zusammensaßen. Es war unser zweites Jahr in den Bergen. Ich machte es mir bequem und lauschte.

»Es waren einmal ein Bruder und eine Schwester, die zu Hause bleiben mussten, während ihre Mutter zur Arbeit ging. Diese hatte ihnen eingeprägt, die Tür abzuschließen und niemanden hereinzulassen. Der Bruder und die Schwester taten, wie ihnen geheißen, aber eines Tages streckte ein Tiger seine Pranke durch ein Fenster und sagte mit verstellter hoher Stimme:

›Macht auf. Hier ist eure Mutter. Öffnet die Tür.‹

›Ich glaube nicht, dass du meine Mutter bist,‹ erwiderte das kleine Mädchen.

›Fass meine Hände an‹, forderte der Tiger, der weiche weiße Handschuhe trug, sie auf. Seine Hände fühlten sich tatsächlich wie die ihrer Mutter an. Die Geschwister rannten zum Fenster. Der Tiger trug ein Baumwollkleid, ähnlich dem Kleid ihrer Mutter, doch im Rücken stand sein Schwanz ab.

›Was sollen wir tun?‹, fragte der kleine Junge.

›Wegrennen‹, erwiderte das kleine Mädchen.«

Meine Mutter änderte jedes Mal die Stimme, wenn sie die Rollen tauschte.

›Der Bruder und die Schwester rannten aus dem Haus und kletterten eine hohe Eiche hinauf, ganz bis zur Spitze, wo sie sich setzten und den Tiger beobachteten. Der Tiger jagte ihnen hinterher, fand es aber schwierig, den Baum hochzuklettern.

›Beträufle deine Hände mit Sesamöl. Dann kannst du die Rinde besser anfassen‹, rief das kleine Mädchen von oben dem Tiger zu. Aber natürlich konnte der Tiger mit dem Öl an den Pranken keinen Halt am Stamm finden.

Der kleine Junge, der nicht so klug wie seine Schwester war, empfahl dem jammernden Tiger: ›Nimm eine Axt.‹ Daraufhin rannte der Tiger zum Haus der Kinder und holte die Axt ihres Vaters. Als er zum Baum zurückgekehrt war, hieb er mit der Axt Stufen in den Baum und fing an hinaufzuklettern. Als der Tiger sich den Kindern näherte, flehte das kleine Mädchen den Himmel an.

›Lieber Himmel, wenn du willst, dass wir am Leben bleiben‹, rief sie, ›dann wirf uns ein brandneues Seil herunter. Wenn du unseren Tod willst, dann wirf ein kaputtes altes Seil herunter, das uns abstürzen lässt.‹

Ein brandneues Seil fiel von einer Wolke herunter, und der kleine Junge und das Mädchen kletterten hinauf zum Himmel und wurden zur Sonne und zum Mond.«

»Was geschah mit dem Tiger?«, fragte ich und legte gespannt die Arme um die Knie.

»Der Tiger, der die Bitte des kleinen Mädchens gehört hatte, wandte sich auch an den Himmel. Er wollte zu den Sternen zwischen Sonne und Mond werden. Der Himmel ließ ein kaputtes Seil herunter. Der Tiger, der noch viel weniger klug als der kleine Junge war, hatte die Worte des kleinen Mädchens falsch verstanden und nahm an, er könne das kaputte Seil hinaufklettern. Er umklammerte das Seil und wand seinen Körper mit aller Kraft darum, fiel aber mitten in ein Hirsefeld.«

»Oh«, seufzte ich. »Armer Tiger!«

»Deshalb«, fuhr meine Mutter fort, »kommt es in einigen Teilen von *Chosun* vor, dass rote Sämlinge zum Vorschein kommen, wenn man ein Hirsefeld abmäht. Diese symbolisieren das Blut des Tigers.«

Ich stützte das Kinn auf die Knie und dachte über die Geschichte nach. »Wenn man gut ist und ein gütiges Herz hat«, sagte ich langsam, »werden wir für alle Kämpfe und Schmerzen durch das, was wir uns am meisten wünschen, entschädigt. Aber wenn man kleinmütig ist, fällt man herunter. Ich denke, das ist der Sinn der Geschichte.«

»Glaubst du?«, fragte meine Mutter, und ihre Augenschwammen in Tränen. Sie wischte ihre feuchten Wangen ab, erhob sich, um Reis zuzubereiten, und richtete kein weiteres Wort mehr an mich.